

Wolfgang Kubin

Das Wasser kocht sich zu Tode

Wolfgang Kubin

Das Wasser kocht
sich zu Tode

Mein Leben im Abriss

Band 1
Die frühen Jahre (1945-1966)

Photos von Fritz und Matthias Kubin, Rudolf Rösch

BACOPA VERLAG

Alle Rechte, insbesondere die des Nachdrucks, der Übersetzung, des Vortrags, der Radio und Fernsehsendung und der Verfilmung sowie jeder Art der fotomechanischen Wiedergabe, der Telefonübertragung und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen und Verwendung in Computerprogrammen, auch auszugsweise, vorbehalten.

© 2021 BACOPA VERLAG
4521 Schiedlberg/Austria
Telefon: +43(0)7251-22235
E-Mail: office@bacopa.at, verlag@bacopa.at
www.bacopa-verlag.at

Titelfoto © by Isolde Ohlbaum
Fotos im Bildteil © by Fritz und Matthias Kubin, Rudolf Rösch

Layout und Satz: Felicitas Hübner
Printed in the European Union

ISBN 978-3-99114-007-8

1. Auflage 2021

Inhalt

Das Leben und das Schreiben und davor das Selbst.....	7
Letzte Tage in Peking.....	11
Der wird einmal Opernsänger.....	21
Unter der Stadtkirche.....	31
Auf dem Krähenberg.....	60
Zur Ems, nach Salzbergen.....	81
Photogalerie.....	97
Ins tiefere Emsland: Rheine.....	162
Im Philosophenturm.....	177
Die kleine Weite.....	204
Danksagung.....	213

Das Leben und das Schreiben und davor das Selbst

Introite, nam et hic dii sunt.

Eigentlich hatte ich nie vor, eine Autobiographie zu schreiben, ist sie doch mehr Dichtung als Wahrheit. Außerdem schreibt heutzutage selbst die Donau ihre lange Geschichte auf. Ich scherze nicht! Wie kann ich mich mit ihr vergleichen, auch wenn ich oft in ihr geschwommen bin?

Wagen wir uns an unser Selbst (autos), wird es leicht peinlich. Fragen wir nach dem Leben (bios), verweigert die Gegenwartsphilosophie eine Antwort: Das sei ein zu weites Feld. Bedenken wir das Schreiben (graphein), werde ich zu hören bekommen: So schreibt man doch heute nicht mehr. Und morgen? Morgen werde ich vermutlich »Om Berg« liegen, am Rande von Bonn mit Blick auf die schönen »Holzlarer« Lande.

Ich bin ein Mann des 19. Jahrhunderts, sofern ich nicht der Tang-Zeit entstamme oder aus Athen als Sklave geflohen bin. Ich komme also mit jedweden Mythen und Sagen von überall her. Wie Li Bai ist mir das Hyperbolische zu eigen. Insofern mag ich inzwischen doch dem Werbespruch »More is not enough« Folge leisten.

Ich nahe aus vielen Sprachen und aus viel mehr Traurigkeiten, denn dem Leben war Erlösung versprochen. Man traut eine solch große Tat weiterhin der Moderne zu, deren Versprechungen ein jedes »Selbst« noch haltloser haben werden lassen. Ist jegliches Schreiben daher lediglich eine letzte Art von Verständigung darüber? Über die Toten, die uns vorangehen, über die Toten, die uns folgen werden?

Warum sich dann selber belasten? Und ebenso die nach Heiterkeit verlangende Leserschaft? Ich sage manchmal, das Leben, unser Leben, habe eine Verantwortung. Es habe kein Recht mehr zu klagen, es sei unser unwürdig. Es solle sich lieber selber stellen.

Die großen Trinker hatten das große Getränk, die Melancholiker bemühten ihre melancholische Seele und die Spötter zürnten den Eltern, überhaupt zürnen zu dürfen. Wenn sie aber alle geschwiegen hätten, was wüßten wir dann über uns? Wir können nur böse sein, weil uns Böse vorangegangen sind. Eine Lebensbeschreibung als Poetik ist Kunde davon, selbst im Guten.

Wir hören auch, eine Biographie richte uns akademisch. So zumindest die Meinung kluger Frauen. Doch die Akademie hat uns längst gerichtet. Selbst in ihrem Tod hat sie nichts unversucht gelassen, ihre letzten Planken zu durchlöchern. Wir sind nicht allein in unserem Tun. Das ist unser einiger Trost.

Um den Tröstenden Trost zurückzugeben, habe ich mich ganz auf meine Erinnerungen verlassen. Ich habe wenig nachgeschlagen, nachgeschaut, ich habe lieber manchmal gefragt. So befragte ich Rudolf Rösch in Wien nach unserer gemeinsamen Verwandtschaft, Matthias Kubin in Dinkelsbühl nach unseren gemeinsamen Jahren in Salzbergen und Rheine, Ludger Funke in Drensteinfurt nach unserer gemeinsamen Gymnasialzeit. Ich befragte wenige Wegbegleiter also. Ich wollte niemanden zu tief entmutigen, auf ein Leben zurückblicken zu müssen, welches sich darin gefiel, uns zu viele Recken beizeiten genommen zu haben.

Schrieb ich gegen all die Verluste an? Mir behagte es, das Jahr, welches wir Corona nennen, chinesisch zuzubringen. Ich kehrte die Zeit in Bonn um. Ich zählte in meiner epidemischen Gefangenschaft die Stunden so wie in Shantou auch: Die rheinländische Nacht mutierte zum chaozhou'er Tag. Ich arbeitete in der Dunkelheit und ruhte wenig unter dem Sonnenlicht, stets in der eiligen Erwartung, früher an meine neue Alma Mater in der Provinz Guangdong heimkehren zu können.

So wurde der erste Band fertig. Bd. 2 wird den Titel *Die Lage ist ausgezeichnet* tragen und die Jahre 1966 bis 1985 behandeln. Bd. 3 und Bd. 4 mögen im Untertitel *Die Bonner Jahre* (1985 bis 2011) bzw. *Die chinesischen Jahre* (2011 bis ?) lauten. Warum nicht alle Erinnerung in einen einzigen Band verpacken?

Lu Xun meinte einmal, alles Schreiben entstehe aus der Erinnerung. Wir schrieben, weil wir nicht vergessen könnten. Wenn ich nicht die Tinte und die Taste bemühte, würde ich folglich die Verstorbenen dem Vergessen anheimgeben.

Wenn ich nicht schriebe, wären die Toten noch töter. Aber solange sie leben, mögen sie vielleicht nicht lesen wollen, was ich meiner Verantwortung unterstelle. Dieser erste Teil handelt von den Verschollenen. Wer noch nicht verschollen ist, wird bald verschollen sein, so wie ich. Bis dahin hat uns nicht nur das Leben dahingerafft, sondern zuvor schon der Gedächtnisschwund. Also werden wir bei der Publikation nicht mehr aufbegehren, was über uns gesagt ist. Wir werden dankbar sein, daß wir nicht nur Asche sind, sondern auch noch Schriftzug bleiben.

All dem kann aber nur so sein, weil Nachgeborene mir zurieten, etwas aufzusetzen, dessen ich schließlich doch auch bedurfte: ein Nachdenken über die Strudlhofstiege von Wien. Da lauten die letzten, von mir vielfach verarbeiteten Verse des Heimito von Doderer:

*Viel ist hingesunken uns zur Trauer
und das Schönste zeigt die kleinste Dauer.*

Im Sommer 1968 stand ich dort mit der einst schwarz-, heute weißhaarigen Hiltraud Zuegg. Wir aßen Kirschen, die Kerne umkreisten uns am Boden. Danach stand ich dort mit meinem Wiener Groß-Cousin, dem Maler Rudolf Rösch, zu guter Letzt mit Li Bai und seinen besungenen Schönen. Wir alle verständigten uns schnell auf den Kummer unserer Endlichkeit.

Und mit wem stehe ich heute dort? Mit meinem Bruder Matthias, der seit mehr als einem Jahrzehnt nach diesem und dem kommenden Werk verlangt. Später wird es einmal der Verleger Walter Fehlinger sein, der nicht fehlging, mich seit Jahren zur Niederschrift meines Lebens zu ermutigen, und mir für die reichen Nächte den besten Veltliner zusteckte. Trunken war ich am Morgen nie, denn alle guten Dinge wollen einmal ihr Ende finden. So auch ein

Weinglas, wenn der mannhafte Schnaps (ab 52 %) aus China nicht zur Verfügung steht und der liebe Zirbellikör (38%) aus Oberösterreich auf sich warten läßt.

So hat außer der Akademie niemand Einwand erhoben gegen mein Unterfangen? Doch schon lang, bevor die scheinbar unlieb-samen Dinge ihren Lauf zu nehmen begannen. Die Warnung daheim lautete ganz taoistisch, man stelle seine Seele nicht öffent-lich aus. Man nehme sich aus allem zurück in seine Unergründ-lichkeit. Man trete nicht vor die Tür. Und so hätte ich den Himmel über mir dennoch erkennen können?

Hier treffen sich Akademie und chinesischer Geist: Es gibt keinen Sinn, den wir suchen können wie das Glück. Beides sei kein Paket, welches wir auf der Post aufgeben oder von dort abholen. Ich hätte also »geschehen lassen sollen« (wuwei)? Doch ich kann nur vom Tod her denken. Und mit ihm ist etwas passiert. Es gibt also immer noch etwas anderes als gerade das, was vor unseren Augen liegt. Etwas trat ins Leben und wurde abberufen. Zu welchem Zweck, das eine und das andere? Dazwischen muß ja etwas geschehen sein! Und darüber sollte sich reden lassen, die besungenen Dinge hätten ja sonst keine Heimat.

Letzte Tage in Peking

Meine letzten Tage in Peking sahen denkbar einfach aus, so wie auch manches der acht Jahre zuvor sich in der Wiederholung gefiel: Ich brütete seit dem Frühjahr 2018 über der Autobiographie des chinesischen Dichters und Essayisten Bei Dao. Ich sollte meine Übersetzung zum August beim Hanser Verlag abliefern. Das letzte Werk für die Reihe »Klassische chinesische Denker« im Haus von Herder hatte mich bis in den Winter verfolgt. Brechts Freund Mo Zi (Me-ti) verlangte weiter sein Recht. Da ich als Preuße erzogen wurde und den Wiener in mir zu zügeln hatte, war Unruhe mein steter Begleiter, mein zuverlässigster Gefährte. Der alte Mo Zi wurde zu Winterbeginn fertig, der junge Bei Dao verlangte nach den kommenden Sommertagen. Darüber reiste ich im Juli 2019 ab. Bonn sah daraufhin die letzte große Erfüllung meiner Pflichten vor. Danach, ach, danach drängte der Dichter Li Bai aus fernen Träumen herbei. Bei einer Begrüßung blieb es nicht. Er schloß seinen Rausch an meiner Seite aus, derweil ich mich sachte erhob.

Ich pflegte jeden Morgen vor der Zeit in dem Riesenbett meiner dunklen Unterkunft an der Beijing Foreign Studies University zu erwachen. Dieses war nach amerikanischen Vorgaben für Elefanten gefertigt. Halb so schlimm, wir Experten hätten ob unseres Alters auch als Dinosaurier durchgehen können. Die letzten fünf Monate hatten das immer selbe Ritual eingepflanzt: Vor dem Bürogang ein paar Verse, von einer Tasse Kaffee begleitet, mit dem Blick nach draußen, wo spätestens ab 5 Uhr Frau und Hund, Herr und Vierbeiner traute Gemeinschaft übten. Ich war da meist schon – oft ohne Frühstück – unterwegs zum International Building, wo nach unserer Rechnung im fünften Stock mein Büro lag. Sechster Stock zeigt da der Fahrstuhl bis heute noch an.

Man muß wissen, das Gebäude galt zwischen 22 Uhr und 6 Uhr als geschlossen, doch man beließ Frühaufstehern wie mir und Spätheimkehrern wie meinesgleichen ein Schlupfloch. So lag die

Garde stets auf der Lauer, ob nicht jemand Fremdes in den weichen Polstern des Flurs zum Nächtigen käme, und begleitete mich manchmal, um nach dem Rechten zu sehen, in die Höhen hinauf. Ich für meinen Teil hätte ja auch ein Wiedergänger aus dem chinesischen Mittelalter sein können, eine Rolle, die mir an der Seite von Li Bai gefallen hätte. An der Tür verabschiedeten wir uns für den sich ankündigenden Tag. Die Wache zog es zum Schläfchen am dunklen Schalter nach unten, mich trieb es zum Schreibtisch am finsternen Fenster selig weiter.

Anschließend begannen oftmals meine Zitteranfälle, weil ich vergessen hatte, viel Wasser zu trinken. Ich behalf mir dann nach Manier der alten Pekinger Trinkbrüder: Am Morgen ein hochprozentiges Schnäpschen. Meist war es ein acht Jahre alter Volksschnaps namens Doppelbrand (Erguotou), den ich tagsüber in einem maulfaulen Lädchen für 28 Yuan erwarb. Maulfaul, weil die jungen Verkäuferinnen eher an ihren Spielautomaten oder Liebeleien als an meiner Gesundheit interessiert waren und muffelig die Ware abrechneten. Ich fühlte mich jedesmal in die Kulturrevolution zurückversetzt. Kein Wunder, daß gleich nebenan ein Speiselokal keine Gäste mehr erwartete, sondern stolz das sozialistische Paradies verkündete: Hier darf ein jeder ruhen. Nach der Ruhe würden sich die Speisen selber zubereitet haben, um Herrin und Knecht gleichermaßen zu beköstigen. Da das herbeiphantasierte Mahl uns mundete, taufte wir die Lokalität auf Chinesisch »Wen'ge«, »Zur Kulturrevolution«. Dort begann und schloß sich in aller Leere manches Jahr. Während die mitgebrachte Flasche bekömmlichen Fusels ihren stillen Gang tat, bequemte sich der Cusanus, David Bartosch, herbei, um dank seiner Theorie von der Einheit der Gegensätze uns den Gedanken einer Einheit von Revolution und Reform nahezulegen.

Was meinen zitternden Beinen und meinen noch mehr zitternden Händen im Büro half, war ein Frühschoppen nach Pekinger Art, der sich dann über den Tag in die späten Stunden, erst zu einem mittäglichen, schließlich zu einem abendlichen Schoppen verlängerte, ehe sich die Flasche von 500 ml ihrer Leere zu brüsten

anschickte. In meiner dritten Heimat, also im Ems- bzw. Münsterland nannte man ein solches Verfahren Picheln oder Süffeln. Trunken machten mich die 56 % nicht, ich fühlte mich höchstens weniger wohl. Und der Kopf, der dachte, die Hände, einmal beruhigt, rasten über die Tasten. Bei Dao erstand aus seiner und aus meiner Erinnerung. Derweil das Morgenrot hinter den Westbergen einen Feuerbrand nicht dem Rachen, sondern allein dem Auge andiente. Wenn beide miteinander versöhnt waren, die dürstende Kehle und das noch darbende Licht, erschien vielleicht gegen 7 Uhr der Herr Chef, Li Xuetao, um auf der anderen Seite von drei querstehenden Bücherschränken und einer Glasvitrine hinter zwei hohen, ihn abschirmenden Computern Platz zu nehmen. Da sich in seinem Areal ebenfalls drei unabhängige Bücherschränke und die einsame Rückseite besagter Vitrine befanden, erlaubten mir lediglich die Ritzen zwischen den Bücherrücken, Flaschen und Heiligen einen Blick auf den »geliebten Führer«. Er schlief nie im Sessel ein, im Gegensatz zu mir. Er machte ja erst drei, vier Stunden nach mir seine Aufwartung im Büro und geruhte nach ein bis zwei Stunden Arbeit zum Gabelfrühstück ins nahe Heim aufzubrechen.

So war ich wieder allein, und so blieb es oftmals auch im Mittag. Denn nach dem vormittäglichen Ruf der Partei (Sitzung, Sitzung) ging es anschließend allseits zusammen mit den Helden der Luftakrobatik zum einzig Realen, zum Mittagessen. Anschließend erschien unser Arbeiter aller Arbeiter geläutert im Büro vor dem Glasschrank. Auf seiner Seite klagten die Heiligen: Jetzt erst? Auf meiner Seite lockten die Flaschen: Nun aber ran. Was hatte es damit auf sich?

Ursprünglich erfreute sich die Vitrine zweier Liebhaber, ob von vorne oder von hinten. Das ging so lange gut, wie die Höchste Vernunft noch nicht eine allerhöchste Askese an chinesischen Universitäten allgemein vorzuschreiben beliebte. Danach hatten Götter und Schnäpse ihre Plätze zu tauschen. Sie taten es ungern, denn fortan sollten sich Jugend und Alter, Inländer und Ausländer, Gläubige und Häretiker trennen lernen. Als bald schauten die Buddhas nur

noch in die eine und die Flaschen nur noch in die andere Richtung. Beide Seiten verkündeten, ohne in einen Glaubenskrieg zu verfallen: Unser Weg ist der einzig wahre. Sie gaben sich da gleichermaßen katholisch, das Gebot gelte nicht nur für den gesamten Erdkreis, sondern insbesondere für ein gewisses Büro in einem gewissen sechsten Stock einer gewissen Hauptstadt der Welt.

Damit lagen für meine letzten Jahre im Norden die letzten Dinge in letzter Hand: Der gute Schnaps, wenn auch nicht immer von ihm stammend, wurde dem Herrn Ausländer zugerechnet, und die Devotionalien rangierten schnell auf der Ebene einer offenen Parteizugehörigkeit des Herrn Inländers. So galt der eine als gehorsamer Büsser und der andere als vermaledeiter Renegat. Außer acht blieb dabei die Beziehung von christlichem Mönch und stattlichem Gebräu. Im europäischen Mittelalter trank erwiesener Maßen alles am Morgen Bier, ob Frau oder Kind, denn Wasser machte krank. Diese schöne Sitte hat sich heutzutage nur in Wien erhalten, wo ein Beisl um 8 Uhr öffnet, damit die Arbeitswilligen nach einem Stamperl oder einem ähnlichen Erfrischungsgetränk noch arbeitswütiger würden. Und das Wasser? Das wird zum kleinen Braunen serviert. Auch in Peking? Das Büro der Angestellten neben dem unsrigen verfügte über eine Kaffeemaschine, und auf dem länglichen Tisch vor dem blauen Sofa an der weißen Rückwand unserer weiten Klausur hielten die Wasserflaschen aus aller Herren Länder Schwätzchen mit einem Mokka in den unterschiedlichsten Sprachen.

So trafen sich eigentlich zwei Mönche, um den täglichen Morgen betrogen, zum nachmittäglichen oder abendlichen Umtrunk, der eine stammte aus dem deutschen, der andere aus dem chinesischen Mittelalter. Der jüngere von beiden war hunderte von Jahren älter, der ältere von beiden erfreute sich eines späten Sommers. Das Ritual schien immer dasselbe: Deutsches Bier und chinesischer Schnaps lagen auf der Lauer. Welche Lauer? Wir waren durch alle Revolutionen gegangen und abgehärtet genug. Zunächst aus altem Schälchen die hohen Prozente, die wir schnalzend schmeckten, dann aus bauchig hohem Glas, jung von Bonn eingeflogen, zum Abspülen

bereit, der lichte Gerstensaft von zärtlichsten Energien. So gerieten weder ein Kloster noch eine Parteizelle in Gefahr. Schließlich zeigte sich hier einmal mehr die Überlegenheit relevanter Systeme, nämlich eines deutschen Bier- und eines chinesischen Schnapsystems.

Ob sie es wollten oder nicht: Unsere beiden Umstürzler begegneten sich weiter, wenn auch stiekum, für manch unzeitgemäßen Umtrunk. Es sollten die letzten Begegnungen von derlei höchster Art auf lange Sicht sein. Der eine trinkt in Peking nicht gern solo, der andere verbittet sich den Hirsebrand am Rhein, schon allein aus finanziellen Gründen. Was man in Peking umgerechnet mit einem Euro ersteht, verlangt ein Bonner Lädchen zehnfach vergütet, und einem Bönnschen Restaurant darf man dreißig bis fünfzig Mal so viel spenden. Da laß, lieber Schnapsverstand, die Inhaber sich besser allein vergnügen!

Ich hatte auf eine letzte Verlängerung um zwei Jahre am Beiwai, wie man verkürzt auf Chinesisch sagt, gehofft. Doch er wäre nicht mein Chef gewesen, wenn er nicht die Notsituation der Hauptstadt schon seit langem vorausgesehen und überblickt hätte. Selbst eine Stundung um nur einen einzigen Monat würde letztlich zum Zusammenbruch der gesamten Schnapsversorgung von Peking führen. So beschied der Leiter des Institutes zur Geschichte der Globalisierung, hier sei höchste Vernunft geboten, sonst erreichte das Beben auf Erden ein nicht mehr zu bändigendes Übermaß.

Welches Beben? Dieses ginge in einem Arbeiter- und Bauernstaat von unten aus. Solange der Doppelbrand zwischen 42 % und 60 %, ob nun acht Jahre oder nur zwei Jahre gereift, noch für überblickbare Tage reiche, hielte die Volksseele still. Sollte aber ein Germane mit einem germanisierten Chinesen weiter sein Unwesen ab 3 Uhr morgens in den Hallen der Gelehrsamkeit betreiben wollen, so sei nicht nur das gesamte chinesische Reich, sondern die ganze Menschheit gefährdet. Die Höchste Vernunft habe daher entschieden, den Deutschen zu entwöhnen und schließlich nach Shantou zur Kur zu entlassen.

Man schaltete zu diesen Zwecken die Leopoldina ein, darunter einen Fachmann für Epidemien, denn was sei Erguotou inzwischen anderes als eine Volksseuche selbst in deutschen Landen? Man müsse nur an die erlauchten Herren von Düsseldorf denken, die nach einem trockenen Vortrag im Konfuzius-Institut sich sogleich gegenüber in der Chinesenstadt befeuchten lassen müssen. So geleiteten mich der Herr Chef und sein emsiger Compagnon in die geistige Hauptstadt meines Herzens: heute Xi'an, Westlicher Friede, einst Chang'an, Ewiger Friede geheißen, die mittelalterliche Stadt der Dichter und der Trinker eben. Das Fähnlein der Drei Großen Aufrechten hielt ruhmreich Einzug in die Metropole, um, wie ich naiv dachte, vor, bei und nach getaner Arbeit die wahrsten Brände der brünstigen Kaiser und der unersättlichen Sängler zu verköstigen. Doch Flötenpiepen! Ich war, ohne daß ich es ahnen konnte, einem Ränkespiel aufgesessen. Ganz im Sinne einer Partei, die weiter von Sieg zu Sieg eilte? Ich sollte die Dialektik von Gewinn und Niederlage bald besser kennenlernen.

Man schwärmte verdächtig von dem belgischen Bier an den alten Mauern der Kaiserstadt. Belgisches Bier? fragte ich mich. Das war doch gesprittet! So zumindest Ende der 60er Jahre, als wir Studenten in Münster für etwa vierzig Pfennig eine Flasche zu 0.33 l erwerben konnten, um uns kaum später nach vermeintlichem Genuß übergeben oder höllischem Kopfschmerz überlassen zu müssen. Nicht sehr viel anders als bei der Alternative, dem italienischen Rotwein der damalig so umtriebigen Zeiten: ein Doppelliter Lambrusco für weniger als zwei DM garantierte das übelste Erwachen. Und nun sollte es einer Retrospektive gleich das Eintauchen in die nahe deutsche, statt in die alte chinesische Vergangenheit, wenn auch fern der Heimat, geben? Obwohl Preuße und Protestant, gab ich den zwei Koryphäen klein bei. Die Meister werden es schon richten.

Die beiden Helden unserer chinesisch-deutschen Freundschaft vollbrachten, was ich nicht für möglich gehalten hätte und auch nicht zu ahnen vermochte. Sie hatten frühzeitig Fühler nach Shantou ausgestreckt, sie wußten um meine Zuneigung zum dor-

tigen Elysium unter den Bergen und an den Gewässern. Aber mehr noch beglückte sie meine Nachricht, außer Mäusen knabberte dort niemand sonst an den Verpackungen edler Tropfen, sprich überreicher Prozente. Alles hechele nach chinesischem Wasserbier, um die Hitze vor Ort auszugleichen.

Ich hielt es dort bei jeder meiner früheren Ankünfte mit den Nagern und erstand für wenig Geld vollkommen verstaubte Schätze aus den 80er Jahren. Die Feste konnten beginnen, aber sie währten leider nicht lange. Unter meinen Studenten, mit denen ich meist im Freien unter den Bäumen Tischtennis spielte, befanden sich nämlich ein paar Nördlinge. Sie wußten, wo für weniger als hundert Yuan hohe Schachteln aus Sichuan fleißig vergilbten. Diese begleiteten nach dem flinken Sport unsere Leckereien am Osttor, an dem Eingang zu einer neuen Tang-Zeit also. Und wir sangen mit Li Bai:

*Unsere Leben von einhundert Jahren
machen 36.000 Tage aus.
So ist es uns gegeben, 300 Becher
je Sonnenuntergang flugs zu leeren.*

Ein paar Tischtennisgänge reichten, um anschließend den überzähligen Vorrat von ganz Shantou, eilig den Toren der Universität angedient, Schlückchen für Schlückchen aufzubauchen. So bedurfte es weiter keiner zig Sonnenaufgänge, um dem Volk der Nager die Verwünschung eines einzigen Morgens mit Germane nahezulegen.

Und hier setzt nun das Ränkespiel zweier besorgter Scholaren ein. Ein Verbot des Tischtennispiels mit anschließendem Gelage war an der Universität Shantou nicht durchzusetzen. Andere hätten protestiert, allen voran die Lehrer, die in den Räumen der Gewerkschaft nach dem runden Zelluloid nun ballförmigen Kunststoff täglich zu domestizieren begonnen haben, dann die Geschäftsleute, die, zwar abstinent gestimmt, doch den Gewinn aus dem Speiwasser zu veranschlagen wußten. Wie sollte da die Umerziehung ohne Lager vonstattengehen? Der Himmel läßt einen Chinesen bekanntlich

niemals im Stich. Er schickte Vater und Sohn, ausgestattet mit der nötigen Eingebung in den Kampf um das Seelenheil des reisenden Preußen. Am Osttor errichtete ein Sprößling für die Kelten, Angelsachsen und Jakobiner ein Areal mit überseeischen Spirituosen, darunter Bier aus Flandern und Wallonien. Während dem Vater gegenüber die feurigen Ladenhüter ausgingen, stapelte der Sohn stolz Meter um Meter Neueingänge, darunter neben den unsäglichen Bieren der Pattjacks und Yankees den heilbringenden Gerstensaft der Mönche, der Trappisten! Doch es bedarf in dieser Angelegenheit der sanften Erinnerung und damit einer Führung vom Seelenheil zum leiblichen Wohl.

Ich hatte die Trappisten, diese Zisterzienser der strengeren Observanz, vor vielen Jahren bei Wanderungen auf der Insel Lantau kennengelernt. Sie unterhalten dort ein Kloster und sind über die Supermärkte von Hongkong wegen ihrer vorbildlichen Milchwirtschaft bekannt geworden. Ihr tägliches Produkt in den weißen Flaschen mit dem roten Kreuz, »Trappist Dairy« geheißen, machte mich vor Ort schnell zum Milchbubi. Daher wurden mir die Forderungen der Mönche nach Buße, Demut und Askese so lieb wie wert. Ihre Brüder im Geiste, die Wallonen, hatten seit 1595 vorfristig anderes im Sinn. Statt heutiger Cross Milk oder Priest Milk, hält ein nun uraltes Mannsbräu aus Rochefort an bekanntem Osttor wöchentlich und kistenweise seinen ungeduldig erwarteten Einzug. So ahnen wir, wie sich die Ringe von Beten, Lesen, Arbeiten und Trinken langsam zu schließen anschicken.

Weltlich gesprochen sah das in der Kaiserstadt anberaumte Geschäft unserer gestandenen Mannsbilder folgendermaßen aus: Nach getaner Tagesarbeit wurde erst einmal an der Mauer der Sünde abends still gebetet. Und zwar für den schlanken Kaiser, der vor mehr als tausend Jahren einer vermeintlich fülligen Madame erlegen, das Lotterbett nicht verlassen mochte und so den Sturz einer großen Dynastie gern in Kauf nahm. Sie, die ihre Schönheit zum Schicksal der Welt erkoren hatte, starb kläglich mit den Konkubinen auf der Flucht nach Sichuan. Er aber, der Imperator, war

nicht Manns genug, um sie vor der eigenen Soldateska zu schützen. So verzehrte er sich bald nach der einen Toten, kaum hinter die Palastmauern zurückgekehrt und diesmal sorgsamer abgeschirmt. Nachdem das Gebet der drei fremden Bußprediger an den Wällen geendigt hatte, wurde die Getränkekarte fleißig gelesen, sprich nach den Ordensregeln studiert. So durfte schließlich das allein seligmachende Abteibier bestellt werden.

Unser Bonner Mönch war unter sachkundiger Führung in den Gebrauch niedriger bauchiger Gläser sowie hoher schlanker Flaschen einzuweisen. Demütig empfing er die Geheimlehre der kundigen Herren, nicht ohne das anscheinende Mißverhältnis von Preis und Angebot zuvor beäugt zu haben: siebzig Yuan, also zehn Euro für 0.33 ml? Der erste Schluck versöhnte ihn jedoch nach Christenpflicht mit den Streitern in seiner Brust. Ihm wurde daraufhin beschieden, da stehe im Südwesten am Südchinesischen Meer ein Tor weit offen. Der junge Wirt mag zwar inzwischen abgedankt haben und seinem Vater nur noch Waren ausfahren helfen, doch der alte Wirt habe von gegenüber die restlichen Flaschen zu seiner Sorge um das Trinkerheil der Welt erklärt. So bleibe, wenn auch im matten Kühlschrank statt im tiefen Keller wie aus Belgien empfohlen, der dunkle Freudentrunk zwischen Aufgang und Niedergang der meist lichten Sonne weiter erhältlich: Rochefort Nr. 8 zu 9.2 % bei 12°–14°. Die Mönche in den Bergen mögen zwar die Wanderer gemahnen, sich an Ort und Stelle eines fleischhaltigen Proviantes sowie der heiligen Wasser zu enthalten, doch seien auch sie durch die Schule vermeintlicher Widersprüchlichkeiten gegangen. Früh sei ihresgleichen das Binom (ti + hu) als Gleichnis für höchste Erleuchtung wahrgeworden. Es schmücke sich zweifach mit dem Radikal für jeglichen Gärprozeß. Und wie sei unser Leib etwas anderes als des Geistes wohlzigstes Gärfutter?

Die gutgemeinte Litanei der Herren Li und La wollte nicht enden: Hol dir in Shantou des morgens dein Fläschlein und ziehe die Berge hinauf. Laß dich des mittags nicht berühren vom Verweis deines dunklen Saftes auf den Höhen. Zieh in den Abend

hinab, greif dir das zweite Fläschlein und bedenke: Peking war für acht Jahre die vorletzte Station deines irdischen Lebens, die letzten vier Jährchen sollen nun ein rein spiritueller Zwischenhalt sein. Sind nicht über jeglichen Geist Spiritus, Spirituosen und Spiritualität schon seit Anbeginn der Menschheit treulich miteinander verwandt? Das Trappistenbier bleibe dein einzig wahrer Begleiter. Der Trunk und die Theologie seien ein untrennliches Paar. Das stehe dem Paradies weiter ins Alte Testament geschrieben so wie später deinem liebsten Tempel, dem Daigo-ji in seinen Namen.

Peking war tatsächlich der vorletzte Schritt meines bis dahin unbedachten Lebens gewesen, was war dann der erste?